

*Uli Dönitz, Christian Meyer*

## **Stadtteilarbeit in Zeit und Raum – wo sind die Migranten?**

Das Bund-Länder-Programm ‚Die Soziale Stadt‘ und verschiedene Handlungsprogramme auf Länderebene reagieren auf wachsende Problemlagen in benachteiligten Stadtquartieren mit einer Bündelung von Ressourcen und einer Verlagerung von Entscheidungskompetenzen in die Stadtteile. Wir verstehen unseren Beitrag nicht als eine grundlegende Kritik an diesem Ansatz, sondern als eine konstruktive Auseinandersetzung mit der Umsetzung dieser Programmansätze. Denn die integrierte und sozialraumbezogene Herangehensweise – der eigentliche Kern der Programme – entspricht genau dem, was wir in unseren Handlungsempfehlungen vorschlagen werden. Es kommt aus unserer Sicht aber darauf an, diesen Kern in der alltäglichen Praxis der Arbeit am und im Programm auch systematisch und methodisch umzusetzen. Hier liegen Referenzerfahrungen vor – es gibt gute Beispiele. In der Breite scheitert aber die raum- und bewohnerorientierte Umsetzung von Stadtteilprojekten oft an den traditionellen sektoralen Strukturen, an engen Zeithorizonten und Vorgaben durch die Landes- und Bundesebene, die die Einbindung der tatsächlich Benachteiligten und Betroffenen erschweren. Obwohl die integrierten Handlungsansätze als Meilensteine in der Stadterneuerung anzusehen sind, kranken sie aber dennoch an den sektoralen Strukturen der kommunalen Verwaltung und der Landespolitik. Hier treffen unterschiedliche Logiken aufeinander. Auf der Stadtteilebene besteht eine sozialraumorientierte Logik, die Projekte und Maßnahmen in die Entwicklung des Stadtteils einordnet. Dies funktioniert bei Mikroprojekten sehr gut, da man hier nur auf Stadtteilakteure bei der Umsetzung angewiesen ist. Im Gegensatz dazu ist die Durchführung von größeren Projekten, die auch das Handeln anderer stadtweit agierender Akteure erfordern, meist schwieriger. Hier trifft die sozialraumorientierte Logik auf (teil-)aufgabenorientiert und sektoral denkende und handelnde Akteure. Über Investitionen in die Infrastruktur wird dann nicht auf der Basis eines strategischen Gesamtkonzepts für einen Stadtteil oder Stadtbezirk entschieden, sondern aufgrund von Kriterien wie ‚Baufälligkeit‘, ‚Auslastung der Infrastruktur‘ oder Ähnlichem. Dies macht deutlich, dass in vielen Fällen sehr unterschiedliche Akteure an dem Prozess beteiligt sind und ihre Interessen einbringen. Unsere Frage ist, ob und wie genau die Stadtteilprojekte mit all diesen Aushandlungsprozessen die tatsächlichen Bedürfnisse der Bewohner treffen.

Die Bewohner benachteiligter Quartiere sind nicht nur von Arbeitslosigkeit und Armut betroffen. Soziale Ausgrenzung tritt zunehmend als ein sehr vielschichtiges Problem in den Blickpunkt, das sich aus der Überlagerung verschiedener Dimensionen der Benachteiligung entwickelt (Madanipour 1998: 86; Murie/Musterd 2004: 1441f.):

### **Auszug aus:**

Ivonne Fischer-Krapohl, Viktoria Waltz (Hg.) (2007): Raum und Migration  
Differenz anerkennen – Vielfalt planen – Potenziale nutzen; Bd. 128

- Ökonomische Dimension: Arbeitslosigkeit, Abhängigkeit von Transferleistungen.
- Politische Dimension: mangelnder Zugang zu Entscheidungsprozessen (z.B. kein Wahlrecht, keine Vertretung in lokalen Entscheidungsforen).
- Räumliche Dimension: begrenzter Zugang zum Wohnungsmarkt sowie oft physische Barrieren für den Zugang zu Innenstädten und anderen Stadtteilen (Schienennetze, Autobahnen, periphere Lage); der eigene Stadtteilraum ist verwahrlost und oft durch nahe Industrieareale ökologisch belastet.
- Bildungsdimension: Insbesondere Migranten sind von einem deutlich geringeren Bildungsniveau betroffen.

Ergebnis dieser Überlagerung von verschiedenen Dimensionen der Benachteiligung ist ein Gefühl der Ohnmacht. Dies gilt insbesondere für die Gruppe der Migrantinnen und Migranten, die nach wie vor im Vergleich zur deutschen Bevölkerung ein deutlich niedrigeres Schul-, Ausbildungs- und Einkommensniveau aufweisen und sehr viel häufiger von Armut betroffen sind. Das fehlende kommunale Wahlrecht für Migranten verdeutlicht diese Ohnmacht, sind es doch in Wahlbezirken mit hohen Nichtdeutschenanteilen nur Minderheiten, die die Mehrheiten wählen.

Laut der letzten verfügbaren Prognose<sup>1</sup> zur Entwicklung der nichtdeutschen Bevölkerung in NRW des Landesamtes für Datenverarbeitung und Statistik (LDS) ist damit zu rechnen, dass in den nächsten Jahrzehnten in immer mehr Stadtteilen Migranten die Mehrheit der Bevölkerung ausmachen werden. Die Bevölkerungsstruktur von morgen zeigt sich schon heute in den Grundschulen ethnisch segregierter Quartiere größerer Städte. Dort findet sich immer häufiger eine Schülerschaft mit einem Migrantenanteil von über 50%. Bezogen auf die momentane Dynamik sozialräumlicher Polarisierung ist alarmierend, dass nach aktuellen Studien (vgl. ILS/ZEFIR 2003) eine zunehmende Überlagerung sozialer und ethnischer Segregation entsteht, so dass inzwischen die Aussage „Dort, wo die meisten armen Menschen leben, leben auch die meisten Nichtdeutschen“ immer öfter die (groß-)städtische Wirklichkeit beschreibt. (vgl. ILS/ZEFIR 2006)

Bei den Programmstadtteilen der sozialen Stadt NRW haben wir es überwiegend mit multikulturellen Stadtteilen zu tun. Wird von einer sozialen Stabilisierung der Quartiere gesprochen, bezieht sich dies oftmals auf die Gruppe der Migranten. Die Beteiligung der Bewohnerschaft in den Prozess der Stadterneuerung ist dabei ein Grundsatz des Landesprogramms in NRW. Das Erreichen von Migranten als Zielgruppe von integrierten Handlungsansätzen zur Stadteilerneuerung ist aber abhängig von den gewählten Methoden. Will man langfristige Erfolge erzielen, müssen Migranten in die Prozesse einbezogen werden. Es geht nicht darum, Stadterneuerung für Migranten, sondern mit Migranten zu betreiben. Letztendlich geht es um die Freisetzung von Selbsthilfepotenzialen, also darum, Hilfestellungen bei der Lösung von Problemen zu geben.

#### *Forschungskontext: Neighbourhood Governance Projekt*

Dieser Artikel stützt sich auf Ergebnisse eines Forschungsprojektes mit Partnern und Fallstudien in neun Ländern und zehn Städten der Europäischen Union. Ziel der Forschungen war es, den Einfluss von Steuerungsstrukturen auf den Erfolg oder Misserfolg von Stadttei-

entwicklungsprojekten hinsichtlich der Integration benachteiligter Bevölkerungsgruppen zu untersuchen. Die Fragestellung und das Ziel des Projektes hatten sich aus vorangegangenen Projekten des Netzwerkes ergeben, die festgestellt hatten, dass in der Stadterneuerung zu sehr nach ‚Lösungen‘ gesucht wird, dass aber die möglicherweise entscheidenden Fragen für die Förderung von sozial isolierten Bevölkerungsgruppen nicht danach fragen „was?“ angeboten wird, sondern „wie?“ und „von wem?“ es entwickelt wird. Der Prozess des Stadterneuerns, die Interaktion zwischen verschiedenen Bewohnern und Akteuren und ihrem Stadtteil steht damit im Mittelpunkt (vgl. Cars/Edgren-Schori 1998: 273f.). Die Ergebnisse in Form von einzelnen Projekten stehen im Hintergrund oder werden gemessen an der Frage, ob sie den Prozess fördern oder nicht. Welche Prozessqualitäten sind entscheidend? Soziale Benachteiligung hat sehr vielschichtige Dimensionen und neben Arbeit, Einkommen und Zugang zu staatlichen Leistungen spielt der Zugang zu sozialen Netzwerken und Entscheidungsprozessen eine wichtige Rolle (vgl. Murie/Musterd 2004: 1441f.; Madanipour 1998: 86). Von grundlegender Bedeutung für die integrative Wirkung eines Stadterneuerungsprozesses ist es vor diesem Hintergrund, ob diejenigen, deren gesellschaftliche Ausgrenzung überwunden werden soll, Zugang zu den Kommunikations-, Aushandlungs- und Entscheidungsprozessen haben. Soziale Integration findet statt, wenn durch die Interaktion neue Gruppen und Beziehungen unter Akteuren entstehen und die vormals ausgegrenzten eine Position in einem neuen Gefüge finden (vgl. Healey 1998).

Wesentliche Forschungsfragen im Rahmen des Neighbourhood Governance Projektes waren:

- Welche Rolle haben insbesondere benachteiligte Bewohner in der Stadterneuerung?
- Wer ist in formelle und informelle Netzwerke zur Aushandlung und Entscheidungsfindung eingebunden und wer ist sozial ausgeschlossen?
- Worin bestehen Barrieren für die Beteiligung von benachteiligten Gruppen?
- Wie können angemessene Foren der Kommunikation, Aushandlung, Entscheidung und Umsetzung entwickelt werden?

Das Forschungsprojekt gliederte sich in drei Phasen: Zunächst wurde eine Auswahl von Stadtteilbewohnern zu ihrem Alltagserleben und ihrer Wahrnehmung der Stadtteilprojekte befragt. In einem zweiten Schritt wurden Professionelle und Aktivisten aus dem Stadtteil mit Bezug zum Stadtteil befragt und mit den Wahrnehmungen der Bewohner konfrontiert. Im dritten Schritt wurden die Ergebnisse der ersten beiden Phasen mit ausgewählten Interviewpartnern noch einmal vertiefend diskutiert und überprüft.<sup>2</sup>

## 1. Raum- und Zeitstrukturiertheit

Die Unterscheidung in raumstrukturierte und zeitstrukturierte Bewohner, die diesem Artikel zugrunde liegt, entstand für uns aus zwei Quellen: aus unserer Erfahrung mit Interviewpartnern und unabhängig davon aus der Auseinandersetzung mit den Thesen über die raum- bzw. zeitstrukturierte Kindheit und Jugend (vgl. May 2003).

Einstieg in die empirische Feldarbeit der Fallstudie Wuppertal-Ostersbaum bildeten Interviews mit Stadtteilbewohnern. Ziel war es, mit den Interviews möglichst alle im Stadtteil vertretenen benachteiligten Gruppen zu befragen. Nach den ersten Interviews mussten

wir aber feststellen, dass wir zwar einige dieser Gruppen befragt hatten, aber das Gros der von uns als benachteiligt eingestuften Bewohner nicht zu einem Interview zu bewegen war. Zufall?

Eine Zwischenbilanz unserer Interviewstrategie ergab folgendes Bild: Wir hatten den ersten Kontakt zu unseren Interviewpartnern in der Regel über ein Telefonat aufgenommen, um dann einen Interviewtermin zu vereinbaren. Wir waren dabei nach einer Stichprobe des Amtes für Statistik vorgegangen. Zwar hatten wir die Kontakte zu allen Gruppen gleichermaßen aufgenommen und zum Teil auch Termine vereinbart. Interviews kamen auf diese Weise allerdings nur mit Bewohnern zustande, die

- in der Regel Arbeit hatten,
- in verschiedenen Freundeskreisen stadtweit und regional aktiv waren,
- in der Mehrzahl der Fälle deutsch waren,
- in der Regel nicht unserer Vorstellung von ‚Benachteiligung‘ entsprachen.

Suchten wir nach einer Gruppe von ‚Benachteiligten‘, die es so gar nicht gibt? In einigen Fällen waren die Interviews daran gescheitert, dass wir zwar einen Termin vereinbart

hatten, zum vereinbarten Termin aber die Interviewpartner nicht zu Hause waren. Um nicht ‚umsonst‘ nach Wuppertal in den Stadtteil gefahren zu sein, suchten wir dann spontan nach Interviewpartnern ‚auf der Straße‘. Zufällig – oder typischerweise – ergaben sich hierbei Interviews mit Bewohnern, die als benachteiligt charakterisiert werden können.

Diese intensive Interviewphase des Projektes fiel zeitlich zusammen mit einer inhaltlichen Auseinandersetzung mit den empirischen Befunden über das Aufwachsen in der Großstadt von Michael May, der sich auf Zeiher/Zeiher (1998) bezieht. Sie unterscheiden mit zunehmendem Alter zwei Gruppen von Heranwachsenden und bezeichnen sie als ‚raumstrukturiert‘ bzw. ‚zeitstrukturiert‘; nähere Ausführungen zu den Begriffen folgen. Wir konnten diese Unterscheidung bei unseren Interviews nicht nur bei Jugendlichen, sondern auch bei Erwachsenen finden. Darüber hinaus deutete unsere eigene Erfahrung mit den Interviewpartnern darauf hin, dass mit dieser Unterscheidung auch Differenzen in der Ansprechbarkeit der Bewohner verbunden sind. Grund genug, die gesammelten Interviews auf diesen Aspekt hin zu analysieren.

Die grundsätzliche Unterscheidung in Zeit- und Raumstrukturiertheit, wie sie Michael May für Jugendliche beschreibt, greifen wir dabei auf, entwickeln sie für Erwachsene

Abb. 1: Wuppertal-Ostersbaum



Foto: V. Völker

weiter und stellen Implikationen für die Einbindung oder Nicht-Einbindung in Stadtteilaktivitäten fest.

Die Interviewpartner, zu denen wir anfangs leicht Zugang gefunden hatten, waren überwiegend arbeitstätig, in der Regel außerhalb des Stadtteils, in vielen Fällen außerhalb der Stadt. Räumlich orientierten sie sich an einem stadtweiten Netz von Gelegenheiten und Freunden, die oft in der Region verstreut wohnten. Freizeitaktivitäten, etwa ein Treffen mit Freunden, werden geplant und finden oft in der Wohnung oder außerhalb des Stadtteils statt. Auch Besorgungen des kurz- und längerfristigen Bedarfs werden in der Regel nicht im Stadtteil getätigt. Durch die vielfältigen Bedürfnisse, Freizeitinteressen und den Beruf haben diese Bewohner einen sehr großen Aktionsraum. Mobilität ist für sie wichtig und wird zumeist durch ein Auto ermöglicht. Sie sind es gewohnt, große Stecken zurückzulegen. Zurückzulegende Entfernungen spielen dabei eine weniger wichtige Rolle. Entscheidend ist für diesen Bewohnertypus die Zeit, die benötigt wird, den Raum zwischen zwei interessanten Zielen zu überwinden und die sichere Erwartung, einmal angekommen, das ‚Ziel‘ auch vorzufinden – etwa ein geöffnetes Theater und eine reservierte Karte mit Sitzplatz. Zeit ist für diese Bewohner ein sehr kostbares Gut, Termine strukturieren ihren Tag. Es liegt daher nahe, sie unter Bezug auf May ‚zeitstrukturiert‘ zu nennen. Zeitstrukturiert lebende und handelnde Bewohner sind weniger im Stadtteil verwurzelt. Sie wohnen eher zufällig im Stadtteil. Den Wohnstandort haben sie aufgrund der Qualität der Wohnung selbst (‚Blick über die ganze Stadt‘) oder des Preises der Wohnung ausgewählt.

Im Stadtteil kennen sich diese Bewohner oft nur wenig aus und fragen uns in Interviews manchmal, ob es den Kiosk ‚da oben an der Ecke‘ noch gibt. Dennoch sind sie sehr gut über das Stadtteilprojekt informiert, indem sie etwa Berichte über den Stadtteil in den Regionalzeitungen verfolgen oder die Stadtteilzeitung lesen.

Im Unterschied dazu verbringen die Bewohner, die wir durch Ansprache im öffentlichen Raum – zufällig – interviewt haben in der Regel einen großen Teil ihrer Zeit im Stadtteil. Sie treffen sich hier ungezwungen und ohne Verabredung beinahe jeden Tag an festen Orten.

Sie sind sehr verwurzelt im Stadtteil. Sie geben an, ihren Stadtteil sehr bewusst als Wohnstandort auszuwählen, weil dort Freunde oder Familienangehörige leben oder sie dort aufgewachsen sind. Sie sind wenig mobil, und ihre Kontakte beschränken sich zumeist auf andere Stadtteilbewohner. Sie verfügen über relativ viel unverplante Zeit und nutzen den öffentlichen Raum sehr intensiv. Bestimmte Orte dienen als Treffpunkte, an denen sie Freunde treffen können ohne sich zu verabreden. Wir verstehen diese Bewohner unter Bezug auf May (2003) daher als ‚raumstrukturiert‘. Die raumstrukturiert lebenden Bewohner müssen den Stadtteil nur selten verlassen. Einkaufen können sie weitgehend im Stadtteil. Ein ausgefallenes Angebot an Freizeitinfrastruktur nutzen sie nicht.<sup>3</sup> Die raumstrukturiert agierenden Bewohner kennen ihren Stadtteil sehr gut und können Defizite wie Potenziale eindeutig identifizieren. Den Großteil der Stadtteilarbeit nehmen sie dagegen nur ausschnittsweise wahr und nur dann, wenn sie entweder selbst beteiligt sind oder das Ergebnis im Raum sichtbar wird. Von den terminierten Veranstaltungen eines Stadtteilmanagements hinter ‚offenen‘ Türen nehmen sie wenig Notiz. Daran ändern Plakate in noch so hoher Zahl genauso wenig, wie Anzeigen in der Tagespresse oder der Stadtteilzeitung. Sie stellen

die Verbindung zwischen Entscheidungsprozessen und Veränderungen im Stadtteil nicht her. Dies geschieht für sie – wenn überhaupt – über Menschen, die im öffentlichen Raum anwesend sind oder über Aktionen, die im öffentlichen Raum – gemeint ist ‚draußen sichtbar‘ – stattfinden.

Die eben beschriebenen unterschiedlichen Bewohnertypen sind nicht als in der Realität anzutreffende, scharf voneinander unterscheidbare Kategorien zu verstehen, sondern vielmehr als Pole auf einer Skala der Kontinuität zwischen Raum und Zeitstrukturiertheit, zwischen denen sich Bewohner bewegen. Es muss also von eher raum- oder eher zeitstrukturierten Bewohnern gesprochen werden, denn genauso kann es auch Mischtypen geben, die zu einer Zeit raum- und zu einer anderen Zeit zeitstrukturiert handeln. Beispielsweise wurde von uns im Rahmen des Neighbourhood Governance Projekts ein türkisches Mädchen interviewt, das im Stadtteil mit seiner Familie und seinen (meist türkischen) Freundinnen raumstrukturiert lebt, aber gleichzeitig durch den Besuch eines Gymnasiums am anderen Ende der Stadt einen getrennten, stadtweiten Freundeskreis hat, mit dem es sich nur zeitstrukturiert – nach verabredeten Terminen – treffen kann. Ein weiteres Beispiel ist eine Studentin, die Mutter eines kleinen Sohnes ist. Ihr Studium muss sie zeitstrukturiert organisieren, indem sie die Termine ihrer Vorlesungen und Seminare oder ihrer Hausarbeiten und Prüfungen einzuhalten hat. Für die Zeit in der Universität muss sie eine Betreuung für ihr Kind organisieren. In der Zeit, die sie mit ihrem Sohn im Stadtteil verbringt, handelt sie (gezwungenermaßen) raumstrukturiert. Ohne Auto kann sie keine weiten Strecken zurücklegen. Mit ihrem Kind ist sie demnach auf ihr unmittelbares Wohnumfeld angewiesen, wo sie Spaziergänge unternimmt oder den Spielplatz aufsucht.

Von welchen Rahmenbedingungen oder Lebensweisen ist ein eher raumstrukturiertes oder zeitstrukturiertes Verhalten abhängig? Werden die soeben beschriebenen ‚Pole‘ von Bewohnertypen verglichen, ergeben sich erste Antworten.

Ein geregeltes Arbeitsverhältnis bzw. auch eine Ausbildung scheint eine Rahmenbedingung einer eher zeitstrukturierten Lebensweise zu sein. Dabei werden zumeist Zeiten vom Arbeitgeber oder von der Schule vorgegeben, die zu beachten sind. In der Konsequenz ist ein Großteil des Tages fest verplant. In der verbleibenden Zeit ist oft Alltägliches zu erledigen, wie Einkaufen, Kochen oder Wäsche waschen, so dass kaum unverplante Zeit verbleibt.

Ein ausgefallener Lebensstil ist eine weitere Determinante für ein eher zeitorientiertes Leben. Ausgefallene Interessen und räumlich ausgedehnte Freundeskreise setzen eine hohe Mobilität voraus. Der Besuch beispielsweise von kulturellen Veranstaltungen setzt Planungen voraus, indem Termine (gegebenenfalls auch gemeinsam mit Freunden) gefunden und Eintrittskarten bestellt werden müssen. Dazu müssen auch die notwendigen Informationen vorhanden sein. Tageszeitungen, Ver-

Abb. 2: Menschen im Stadtteil



Foto: V. Völker

anstellungskalender oder das Internet sind hier als Quellen aufzuführen. Hier wird deutlich, dass der Zugang zu Informationen und somit auch der Faktor Bildung eine weitere wichtige Rahmenbedingung ist.

Rahmenbedingungen für eine eher raumstrukturierte Lebensweise finden sich vielfach entgegengesetzt zu den Einflussfaktoren zeitstrukturierter Menschen. Arbeitslosigkeit kann hier eine wichtige Determinante sein. Einerseits besteht in der Folge viel unverplante Zeit, andererseits fehlen die finanziellen Ressourcen, um ausgefallenen Freizeitaktivitäten nachzugehen oder größere Distanzen zurückzulegen. Räumliche Nähe wird bedeutend, wenn die Raumüberwindung unbezahlbar ist. Freundeskreise im Stadtteil sind dann die einzige Form der sozialen Integration, wenn regionale oder stadtweite Netzwerke nicht zugänglich sind (vgl. Bridge 2002: 12). Freundes- oder Familiennetzwerke können umgekehrt zu Aktivitäten führen, die zumeist auf den Stadtteil beschränkt sind, da wenig Gründe bestehen, den Stadtteil zu verlassen. Fehlende Informationen können ebenfalls bewirken, dass eher Aktivitäten im Stadtteil stattfinden.

Für räumlich Organisierte ergeben sich weniger Gründe, den Stadtteil zu verlassen (hierzu siehe auch Tab. 1). Vieles, was sie wollen und brauchen, ist im Stadtteil vorhanden. Da wir hier von benachteiligten Stadtteilen sprechen, muss an dieser Stelle aber auch auf die Diskriminierung bzw. Ausgrenzung von Bevölkerungsgruppen eingegangen werden. Menschen, die in Armut leben, sind von vielem durch den Mangel an finanziellen Ressourcen ausgeschlossen. Ein Cafe, Kino oder Schwimmbad kann nur selten aufgesucht werden. Insbesondere die Welt der Innenstädte ist eng mit dem Konsum verknüpft. Nicht an diesem Konsum teilnehmen zu können, bewirkt ein Gefühl des Ausschlusses und vielleicht auch der Scham.

**Tab. 1: Rolle des Stadtteils im sozialen Zusammenhang, zwischen Fremdheit und Vertrautheit**

Gründe den Stadtteil zu verlassen	Gründe, den Stadtteil nicht zu verlassen
Anreize	Anreize
- Konsum	- Angebot an Waren des täglichen Bedarfs, die dem kulturellen Hintergrund entsprechen, (nur) im Stadtteil
- Arbeit	- Vertrautheit mit der Umgebung und den Nachbarn
- Freizeit	- Sprache
- Freunde in der Region	- Freunde im Stadtteil
- Familie außerhalb	- Familie im Stadtteil
Restriktionen	Restriktionen
- Fremdheit des Stadtteils	- Einkommen gering, Konsum dadurch nur sehr begrenzt
- Kein Kontakt zu Nachbarn	- Mobilität eingeschränkt
- Keine Versorgung, die dem täglichen Bedarf entspricht	- Sprache außerhalb der eigenen Netzwerke
- Keine Angebote, die dem kulturellen Interesse entsprechen	- Herkunft/Diskriminierung außerhalb
	- Unsicherheit/Ausgrenzung

Quelle: Auswertung der Interviews

Auch die kulturelle Herkunft und fehlende Kenntnisse der Landessprache können letztlich räumliche Begrenzungen hervorrufen. Einerseits durch die Diskriminierung von Menschen mit Migrationshintergrund, andererseits aber auch durch die Unsicherheit von Migranten beim Durchqueren von „fremden“ Orten.

Eine zweite Runde Interviews wurde in allen Fallstudiengebieten im Rahmen des europäischen Projektes mit Professionellen und Gewerbetreibenden in den jeweiligen Stadtteilen geführt. Wir hatten in Wuppertal-Ostersbaum in der ersten Phase die Unterscheidung in Raum- und Zeitstrukturiertheit für unsere Interviewpartner als relevantes Merkmal für die Einbindung in Stadtteilaktivitäten festgestellt. Daher war für uns bei den Interviews mit Professionellen und Gewerbetreibenden – neben vielem anderen – sehr interessant, herauszufinden, wie sie auf Stadtteilbewohner zugehen oder für diese ansprechbar sind. Wo entstehen Zugänge für raumstrukturierte Bewohner? Wo liegen Potenziale, diese Zugänge zu schaffen?

Auch bei den Professionellen und Gewerbetreibenden konnten wir die Unterscheidung in raum- und zeitstrukturierte Akteure wieder finden. Es gibt Arbeitszusammenhänge, die ein eher zeitstrukturiertes Arbeiten nahe legen, und Arbeitsansätze, die ein eher raumstrukturiertes Arbeiten zulassen. Beispielsweise ist ein Lehrer zwar den ganzen Vormittag, vielleicht auch ein Teil des Nachmittags im Stadtteil. Er ist aber nur sehr selten ‚frei ansprechbar‘, sondern steht in der Regel im Takt von 45-Minuten mit ganz bestimmten Aufgaben vor einer Klasse von 25 Schülerinnen und Schülern. Seine Arbeit ist damit strukturiert vom Rhythmus des Schulgongs und vom Lehrplan. Neben die Zeit treten bestimmte ‚Aufgabenbeschreibungen‘, die die Arbeitsweise prägen.

Im Vergleich damit sind Sozialarbeiter in einem Jugendzentrum eher raumstrukturiert. Sie haben zwar eine bestimmte Arbeitszeit, sind aber innerhalb dieser Arbeitszeit doch vergleichsweise ‚frei ansprechbar‘ und nicht im 45 Minuten Takt verpflichtet ihren Lehrplan abzuarbeiten. (vgl. Tabelle 2)

Da die Bewohner eher raumstrukturiert sind und die professionellen Akteure im Rahmen zeitgebundener Programme eher zeitstrukturiert sein müssen, ergibt sich automatisch ein Konflikt bzw. müssen diese unterschiedlichen Voraussetzungen bedacht werden (siehe Abb. 3).

Welche Position nimmt in diesem Akteursgeflecht zwischen Raum und Zeit die Stadtteilarbeit ein? Die Analyse der professionellen Akteure hatte gezeigt, dass nicht nur Raum und Zeit, sondern auch die Aufgabenbeschreibung eine entscheidende Rolle in der Frage spielen, ob ein Stelleninhaber sich raumstrukturiert oder zeitstrukturiert verhalten kann. Nach unseren Interviews mit Stadtteilmanagern sehen wir das Stadtteilmanagement in einer schwierigen Rolle. Allgemein wird erwartet, dass ein Stadtteilbüro – weil es vor Ort ist – raumstrukturiert arbeitet. Die Erwartungen an Stadtteilmanager sind sehr vielfältig und oft widersprüchlich. Die prinzipiell durch die räumliche Verortung im Stadtteil gege-

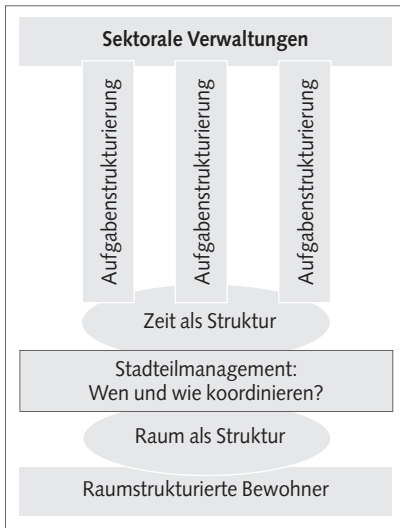
**Tab. 2: Typische zeit- und raumstrukturierte Akteure**

Zeitstrukturierte Akteure	Raumstrukturierte Akteure
Arztpraxis	Tabakladen
Krankenpflege	Kiosk
Ämter der Stadtverwaltung	Gemüseladen
Sozialarbeiter im Sozialamt	Kirche
	Sozialarbeiter im Jugendzentrum

Quelle: Auswertung der Interviews



**Abb. 3: Stadtteilmanagement – Spagat zwischen zwei unterschiedlichen Organisationsprinzipien**



bene Möglichkeit, ‚nah an den Bewohnern zu sein‘ wird durch die Vielzahl von Aufgaben eingeschränkt. Stadtteilmanager werden aufgrund der Erwartungen ihrer Auftraggeber dann tatsächlich zu Managern von Projekten mit einer Vielzahl von beteiligten Akteuren. Benachteiligte Bewohner sind dabei in der Regel nicht beteiligt. Das Managen von Projekten soll effektiv geschehen und erfordert daher eine Koordination der Akteure und Abstimmung von Besprechungsterminen in einer Weise, die raumstrukturierten Bewohnern den Zugang erschwert. Die Umsetzung von Projekten steht hier im Vordergrund, ein integrativer Prozess ist dabei aufgrund von fehlenden bzw. auch nicht vorgesehenen Zeitressourcen nur schwer zu gestalten. Der Erneuerungsprozess wird von den Projekten bestimmt. Genauso kommt dem Entscheidungsrahmen des Stadtteilmanagements eine wichtige Rolle zu. Aus eingeschränkten Entscheidungsbefugnissen resultiert ein erhöhter Abstimmungsbedarf mit anderen Akteuren und Ebenen, der nicht zuletzt das für die

eigentliche Arbeit im Stadtteil zur Verfügung stehende Zeitbudget einschränkt.

Die Nähe zu raumstrukturierten Bewohnern wird eher von ‚Sonderrollen‘, wie zum Beispiel einer Künstlerin, übernommen, die sich um das Stadtteilbüro herum entwickeln und über Mikroprojekte eine Brücke zu den Bewohnern herstellen. Sie sind in der Entwicklung und Umsetzung der Projekte unabhängiger, weil sie nicht mit einer Vielzahl von Auflagen und Akteuren um die Frage ringen, ob ein Projekt überhaupt bzw. wie das Projekt letztendlich durchgeführt wird. So können sie den Prozess stärker an denen ausrichten, mit denen sie arbeiten. Die zeitintensive, sehr aufmerksame Auseinandersetzung einer Künstlerin mit dem Raum und den Bewohnern ist zunächst wenig zweckgerichtet, erscheint fast ziellos. Gerade dadurch wird sie offen für die Impulse und kann Gestaltungsprojekte entwickeln, die für die raumstrukturierten Bewohner einleuchtend und leicht zugänglich sind. Raumstrukturierte Bewohner können über solche ‚freien‘ Projekte in die Stadtteilarbeit eingebunden werden. Die in der Folge oft entstehenden Netzwerke erfüllen eine wichtige Funktion für den Stadterneuerungsprozess. Zum einen können engagierte Stadtteilbewohner für ehrenamtliche Tätigkeiten in der Stadtteilarbeit gewonnen werden. Eine bewohnerorientierte Stadtteilarbeit kann über diese Multiplikatoren ausgedehnt werden. Zum anderen besteht die Möglichkeit, Strukturen zu entwickeln, die den Förderzeitrahmen des Stadtteilprojekts überdauern.

## 2. Relevanz für die Beteiligung von Migranten

Auch wenn die Beteiligung der Bewohnerinnen und Bewohner in planungsrechtlichen Zusammenhängen inzwischen gesetzlich vorgeschrieben ist, wird durch die formalen Bestimmungen nur ein Minimalstandard der Partizipation vorgeschrieben. Es zeigt sich, dass insbesondere Migrantinnen und Migranten durch die vor allem auf die bürgerliche Mittelschicht ausgerichteten Beteiligungsverfahren kaum erreicht werden (vgl. Hanhörster 2001). Der

soeben beschriebene Ansatz von raum- und zeitstrukturiert lebenden Bevölkerungsgruppen kann hier Erklärungsansätze liefern.

Wie dargestellt, bilden Raum und Zeit zwei Pole, in die die Organisation bzw. das Verhalten von Stadtteilbewohnern eingeordnet werden kann. Dabei sind für einzelne Gruppen keine pauschalen Urteile möglich, indem sie den Raumstrukturierten oder Zeitstrukturieren zugeordnet werden können. Dies wird auch durch die oben genannten Rahmenbedingungen deutlich, die auf jeden anders zutreffen und sich zudem gegenseitig überlagern. Auch wenn die Rahmenbedingung ‚Arbeitslosigkeit‘ auf viele Bewohner in benachteiligten Quartieren zutrifft und auch das Bildungs- und Informationsniveau im Vergleich zu anderen Stadtteilen niedriger ist, kann nicht pauschal von ausschließlich raumstrukturierten Stadtteilbewohnern ausgegangen werden.

Dennoch gelten mit Blick auf Migrantinnen und Migranten häufig die Rahmenbedingungen einer räumlich organisierten Lebensweise. Wie bereits beschrieben, kann innerhalb der Städte ein Zusammenfallen von sozioökonomischer Benachteiligung mit der räumlichen Konzentration von Migranten immer häufiger festgestellt werden. Hohe Bevölkerungsanteile von Menschen mit Migrationshintergrund sind inzwischen stärker denn je zu einem Indikator für Benachteiligung geworden (vgl. ILS/ZEFIR 2003). Ein hoher Grad von Segregation kann eine zusätzliche Benachteiligung bestimmter Gruppen bzw. eine Verfestigung ihres sozial unterprivilegierten Status nach sich ziehen. Es besteht die Gefahr, dass segregierte Stadtteile und die in ihnen wohnende Bevölkerung von der allgemeinen gesellschaftlichen Entwicklung abgekoppelt und dauerhaft marginalisiert werden. Daraus ergeben sich schwerwiegende Nachteile für die Zukunftschancen bestimmter Bewohnergruppen, insbesondere für Kinder, Jugendliche und Migranten. Aber auch die Gesamtstadt kann durch solche Entwicklungen beeinträchtigt werden, wenn sich die sozialräumliche Ungleichheit in einer Stadt in offensichtlicher Verwahrlosung einzelner Quartiere und wachsenden sozialen Konflikten niederschlägt und so die soziale Integrationskraft der Stadt in Frage steht<sup>4</sup> (vgl. Häußermann/Siebel 2001; Alisch/Dangschat 1998; Harth et al. 2000). Die Gefahr einer sozialen Ausgrenzung ist für Migranten sehr viel höher als für die einheimische Bevölkerung. Sie sind im Vergleich zur deutschen Bevölkerung wesentlich öfter von Arbeitslosigkeit betroffen und haben ein vergleichsweise unterdurchschnittliches Haushaltseinkommen. Durch häufig unzureichende Kenntnisse der Landessprache bestehen erschwerte Zugänge zu Informationen, wie auch zu formalen Bildungs- und Qualifikationsabschlüssen (vgl. ILS 2005). Das Bildungsniveau von in Deutschland lebenden Migranten ist im Vergleich zur deutschen Bevölkerung immer noch gravierend niedriger. Hier hat insbesondere die PISA-Studie gezeigt, dass das deutsche Bildungssystem auf diese grundlegenden Disparitäten zwischen einheimischer und zugewanderter Bevölkerung noch keine adäquaten Antworten gefunden hat.

Gleichzeitig stellt die Muttersprache auch einen Grund dar, sich vorwiegend in einem Stadtteil zu vernetzen, wo sich Menschen gleicher Muttersprache konzentrieren. Das gesprochene Wort hat in den kulturellen Zusammenhängen vieler Migranten noch häufig eine größere Bedeutung als das geschriebene. Zudem sind die Familiennetzwerke von Migrantinnen und Migranten immer noch wesentlich stärker ausgeprägt und Migrantenfamilien in vielen Fällen auch größer als die der einheimischen Bevölkerung.

Die Ansprache von Migranten in der Quartiersentwicklung stellt sich oft als sehr schwierig dar (vgl. Cars/Edgren-Schori 1998; Dönitz/Meyer 2004). Bei vielen Partizipationsmaßnahmen sind Migranten, wenn sie überhaupt erreicht werden, eine sehr unterrepräsentierte Bevölkerungsgruppe. Dies wird oftmals als ein ‚Nicht-Wollen‘ missverstanden. Jedoch spielen hier ‚Nicht-Wissen‘ bzw. auch ‚Sich-Nicht-Trauen‘ unseres Erachtens eine größere Rolle. Dies betrifft zum einen die Bekanntmachung von Teilnehmungsmaßnahmen, die oftmals durch herkömmliche Medien wie deutschsprachige Flyer oder die Tagespresse erfolgt. Zum anderen betrifft es Befürchtungen seitens der zu beteiligenden Migranten, nicht in der Lage zu sein, sich entsprechend artikulieren zu können oder von anderen Teilnehmern nicht ernst genommen zu werden.

Eine der Lebenswelt von Migranten entsprechende Ansprache scheint insofern ein Schlüssel zu einer erfolgreichen Beteiligung von Migranten zu sein. Ein weiterer ist die Auswahl und Anwendung von richtigen Methoden.

### 3. Handlungsempfehlungen

Zur Einordnung der Analyse in unsere Disziplin, die Raumplanung, und zur Ableitung von Handlungsempfehlungen scheint es sinnvoll, sich die Entstehung von ‚Raum‘ noch einmal kurz zu vergegenwärtigen. „Raum entsteht etymologisch durch Räumen“ (Bollnow 1994: 33). Durch das Roden von Urwald entsteht Raum. Das physische Handeln hat unmittelbar ein Ergebnis zur Folge. Ein langwieriger, vom Ort räumlich getrennt stattfindender Planungs- oder Entscheidungsprozess existiert nicht. Entscheidung und Planung verschmelzen mit der Handlung. Wann das Roden aufhört, wie die gerodete Fläche ‚eingesäumt‘ wird, entscheidet sich in der Aktion selbst. Dieser Unmittelbarkeit zwischen Räumen und Raum ist die Alltagswahrnehmung von raumstrukturierten Bewohnern sehr nahe: „Warum fahren wir nicht einfach zum Baumarkt und kaufen ein paar Holzlatten und stellen die auf? Schon haben wir zwei Tore auf der Wiese!“ In der Praxis ist dieser Prozess, in dem Planen, Aushandeln und Gestalten verschmelzen, aufgeteilt in aufeinander folgende Sequenzen und größtenteils vom betreffenden Ort räumlich getrennt. Es ist aber genau dieser Prozess, der raumstrukturierten Bewohnern die Gestaltbarkeit ihres Umfeldes bewusst machen kann und über die gemeinsame Gestaltung eine gesellschaftliche Integration erleichtern kann. Die Herausforderung, vor die uns raumstrukturierte Bewohner stellen, ist damit hoch: Wie können wir die Unmittelbarkeit von Handlung und Veränderung vor Ort in Einklang bringen mit komplizierten Regulierungssystemen wie Planungsrecht, Haftungsrecht und die Abwägung von Interessen und Finanzierung.

Die Qualität, die dabei potenziell entsteht, ist aber ebenso hoch:

- Veränderungsimpulse leiten sich unmittelbar aus dem Alltag ab.
- Der öffentliche Stadtteilraum wird für die raumstrukturierten Bewohner zum strukturierbaren, gestaltbaren Raum.
- Sie erleben sich nicht mehr nur als Objekte ihres Umfeldes, sondern auch als Subjekte, die selbst gestaltend in ihre Lebensumwelt eingreifen.
- Ihr aus dem alltäglichen Erleben im Stadtteil gewonnenes Erfahrungswissen wird als wertvolle Ressource in den Entwicklungsprozess eingebunden.

- Durch die Interaktion entstehen Verbindungen zwischen sozial isolierten Bewohnernetzwerken einerseits und den stadtweiten Netzwerken und formalen Entscheidungsstrukturen andererseits.

### Allgemeine Prinzipien der Arbeit mit raumstrukturierten Bewohnern

Nachfolgend wollen wir aus unserer Analyse mögliche Ansatzpunkte für die Einbindung raumstrukturierter Bewohnerinnen und Bewohner ableiten. Wie können Migranten raumstrukturiert angesprochen und eingebunden werden?

- *Verortung im Raum*

Grundlegendes Prinzip für die Ansprache raumstrukturierter Adressaten ist die Verortung im Raum. Besprechungen in den Stadtteilbüros oder Stadtteilzentren werden von den Adressaten selbst ‚bei geöffneter Tür‘ nicht wahrgenommen. Es gilt, die Zugänge so niederschwellig und so wenig formell wie möglich zu halten. In der Konsequenz sollten Diskussionen, Planungsworkshops, Entscheidungsprozesse – wenn immer es möglich ist – im öffentlichen Raum stattfinden, um für alle Zielgruppen zugänglich zu sein. Für eine solche Verortung im öffentlichen Raum gibt es gute Beispiele. So gibt es beispielsweise ‚Baustellenbegehungen‘, ‚Stadtteilspaziergänge‘, ‚Stadtteilfeste‘ und viele andere Aktionen mehr. Um raumstrukturierte Bewohner nicht (nur) an einzelnen Aktionen zu beteiligen, sondern in einen Prozess der Erneuerung des Stadtteils einzubinden, müssen Veranstaltungsformen systematisch auf die Verortung oder Sichtbarkeit im öffentlichen Raum hin überprüft werden.

- *Zeit lassen und Zeit geben*

Neben dem Raum spielt aber auch die Zeit eine wesentliche Rolle. Die Partizipation von raumstrukturierten Bewohnern bedeutet, sich Zeit zu lassen und den Bewohnern Zeit zu geben. Aber der Zeitdruck, ein enger Zeitplan, enge Vorgaben für die Umsetzung von Projekten lassen nicht zu, dass man sich in Ruhe in den öffentlichen Raum setzt und empfänglich wird für Impulse. Der in vielen Stadtteilprojekten angewandte Top-Down-Ansatz gibt allzu oft kaum Raum für Impulse aus der Bewohnerschaft. Ein raumstrukturiertes Vorgehen setzt dagegen nicht ‚Vorgaben‘ von oben um, sondern entwickelt Handlungsimpulse aus dem Raum heraus. Auch hierzu wurden bereits Erfahrungen gemacht: Beispielsweise wurde im ‚soziokulturellen Stadtteilmanagement‘ in Wuppertal-Ostersbaum ein solches raumstrukturiertes Vorgehen phasenweise umgesetzt. Die Aufgabenbeschreibung wurde von der Stelleninhaberin dahingehend interpretiert, dass sie sich zunächst im Stadtteil aufhielt und nach Impulsen und Anregungen für ihre Arbeit suchte. Aus den Gesprächen mit verschiedenen Personen und Migrantengruppen wurden dann einzelne Projekte entwickelt. Leider – und das ist ein großes Problem für das Programm ‚Soziale Stadt‘ – war die Dauer des Projektauftrages begrenzt, so dass die geduldige Entwicklung von Projektansätzen nicht bis zur Umsetzung durchgehalten werden konnte. Nach dem Auslaufen des Programms verschwand die Stelleninhaberin aus dem Stadtteil und nahm einen Großteil ihrer Erfahrungen und Netzwerke mit. Auch hier gilt: Es genügt nicht, die Raumorientierung auf eine Nische der Stadtteilarbeit zu reduzieren. Stadtteilprojekte erfordern insgesamt Zeit, wenn der Prozess für benachteiligte Bewohner geöffnet werden soll.

Abb. 4: Kunstprojekte



Foto: V. Völker

- *Flexible Ressourcen*

Werden Projekte und Maßnahmen gemeinsam mit den Bewohnern raumstrukturiert entwickelt, sind flexibel einsetzbare Finanzmittel für eine schnelle Umsetzung der Projektidee erforderlich. Muss eine Maßnahme zunächst im nächsten Haushaltsjahr beantragt und bewilligt werden, besteht die Gefahr, die eingebundenen Bewohner zu frustrieren und für den weiteren Prozess zu verlieren. Die Phase des gemeinsamen Redens und Planens sollte zumindest mit einer Teilumsetzung von Ideen verbunden sein können. Die seit einigen Jahren den Stadtteilen im Programm ‚Soziale Stadt‘ zur Verfügung stehenden Stadtteilbudgets können in einer solchen Weise eingesetzt werden. Allerdings ist der Umfang der Mittel recht begrenzt. Die positiven Erfahrungen mit den Stadtteilbudgets sollten aber die Ausweitung dieses Ansatzes, der den Stadtteilbüros eine größere Autonomie einräumt, rechtfertigen.

Denkbar wäre in diesem Zusammenhang etwa eine Vergabe von Mitteln über den Raum: „Wir haben für diesen Platz 3.000 Euro zur Verfügung. Wir entscheiden vor Ort (im Raum) während der nächsten Woche (viel Zeit), was wir damit finanzieren. Am Ende der Woche setzen wir dann um.“

- *‚Begreifbare‘ Kommunikation*

Neben der Verortung sind die Medien der Kommunikation entscheidend. Veränderungen, Gestaltungsmöglichkeiten, zur Diskussion stehende Alternativen müssen möglichst praktisch kommuniziert werden. Es eignet sich beispielsweise eine Visualisierung von Planungen über Beamer oder das provisorische Übertragen von ‚Plänen‘ oder Skizzen mit Kreide und Baustellenband direkt in den umzugestaltenden Raum. Dadurch werden die Veränderungen sichtbar und insbesondere für diejenigen Personen wahrnehmbar und (be-)greifbar, die den Raum täglich nutzen.

Kunstprojekte können eine wesentliche Rolle spielen. Bildhauerei, Fotografie, Tanz, Theater, Musik sind Ausdrucksformen, die international wirken und für jedermann leicht zugänglich sind. Die Einbindung von Künstlern kann Brücken schlagen, sprachliche Barrieren überwinden und Gestaltungsmöglichkeiten sichtbar machen.

Daneben können aber auch Bauaktionen, also konkrete Einsätze mit Spaten, Stein, Mörtel und Balken, Kommunikation von der verbalen auf die praktische Ebene bringen. Hier wird Raum wieder geräumt und die Diskussion über den Kompromiss („Wie weit soll gepflastert werden?“) entsteht nicht am Plan, sondern indem gepflastert wird.

- *Unmittelbarkeit von Planung, Aktion und Veränderung*

Die Unmittelbarkeit von Aktion und Veränderung greift den etymologischen Exkurs zum ‚Raum‘ wieder auf. Stadtteilentwicklung muss zumindest zum Teil den Charakter des Räumens, Aufräumens und Einräumens haben, bei dem die Gestaltung nicht als Ergebnis mehrjähriger Verhandlungen sichtbar und nutzbar wird, sondern unmittelbar nach einem Nachmittag z.B. eine Sitzecke mit Bank und Tisch eingerichtet wird.

Ansatzweise gibt es diese Aktionen schon. Zum Beispiel als ‚Straßenfegen‘ an einem Samstagnachmittag in einer bestimmten Straße. Alle Anwohner, die möchten, kommen mit einem Besen oder bekommen einen gestellt und gemeinsam wird die Straße, der Platz oder der Spielplatz aufgeräumt. Das Ergebnis ist sofort sichtbar und aus einer Aktion entsteht das Gefühl, gemeinsam etwas erreichen zu können. Leider sind – aus verschiedenen Gründen – die Umsetzungszeiträume für einen Großteil insbesondere der baulichen Projekte in Stadtteilen sehr lang. Aber: Daran lässt sich arbeiten – an den Zeiträumen wie auch an der Auswahl der Projekte. Raumstrukturierte Bewohner haben nicht unbedingt den Wunsch nach großen Leuchtturmprojekten, oft sind es tatsächlich eher die einfach umsetzbaren Maßnahmen, die die Bedürfnisse der Betroffenen befriedigen.

- *Praktische Projekte: Raumstrukturierte werden Raumstrukturierende*

Praktische Aktionen mit Bewohnern haben neben der verbalen Kommunikation auch einen praktischen Charakter. Die Muttersprache wird nicht notwendigerweise zur Barriere, es muss einfach angepackt werden. Dabei kommt es nicht auf die Worte an, sondern auf die Taten und die Ergebnisse – wenn die Bank hält, hält sie in allen Sprachen, was sie verspricht.

Neben schon erwähnten Kunstprojekten, Straßenfegen und Bauaktionen können die vielfältigsten Möglichkeiten für praktische Auseinandersetzung mit dem Stadtteil genutzt werden: Kochen für Straßenfeste, Auf- und Abbau von Stadtteilstellen, Schneefegen im Winter, Laub sammeln im Herbst, Blumenpflanzen im Frühjahr und Stadtteilmarmelade kochen im Spätsommer. Wichtig ist, dass die Marmelade schmeckt.

- *Brücken finden und gestalten*

Die Arbeit mit raumstrukturierten Bewohnern ist essenziell, um deren Gefühl von Ohnmacht zu überwinden und um die Möglichkeiten der Gestaltbarkeit des Stadtteils zu verdeutlichen. Durch eine Intensivierung der Netzwerke unter den raumstrukturierten Bewohnern kann dies gelingen. Dies genügt jedoch noch nicht für den Anschluss an die Mehrheitsgesellschaft. Im Gegenteil: Das Verbleiben in den eigenen Netzwerken kann möglicherweise die Distanz noch vergrößern. Putnam (2002) unterscheidet zwischen Netzwerken, die ‚Brücken‘ bilden und solchen, die sich abschotten. Die ‚Brücken‘ sind äußerst selten und in der Regel nicht sehr beständig. Eine wichtige Aufgabe für Stadtteilarbeit besteht daher unseres Erachtens darin, mögliche Brücken zu finden und zu stärken. Die oben angesprochenen Mischtypen (gleichzeitig raum- und zeitstrukturierte Bewohner) können hierfür einen Ausgangspunkt bilden, indem etwa die Mutter eines Kindes einerseits Kontakt zu anderen Müttern mit Kindern im Stadtteil hat, andererseits aber über ihr Studium Kontakte über den Stadtteil hinaus hat sowie die Fähigkeit, sich in zeitstrukturierte Netzwerke zu integrieren.

Ein anderer Ausgangspunkt können raumstrukturierte Professionelle oder Gewerbetreibende sein. Etwa ein Gemüsehändler, der über seine Kunden ein breites Kontaktnetz unter raumstrukturierten Bewohnern hat, deren Vertrauen er genießt, und gleichzeitig als Gewerbetreibender mit dem Stadtteilmanagement in Verbindung steht und andere Professionelle als Kunden hat.

### **Fazit**

Das Programm ‚Soziale Stadt‘ verlagert Ressourcen und Entscheidungskompetenzen in den Stadtteil. Ziel dabei ist es, auf Stadtteilebene Ressourcen zu bündeln und ein Stadtteilkonzept umzusetzen, das die Alltagserfahrungen der Bewohner reflektiert. Dieser Grundansatz entspricht prinzipiell der raumstrukturierten Lebensweise gerade benachteiligter Bevölkerungsgruppen. In der Umsetzung zeigen sich jedoch vielfach Schwierigkeiten in der Integration gerade dieser Bewohner. Eine Barriere für deren Einbindung sind die auch auf Stadtteilebene wirkenden unterschiedlichen Organisationsprinzipien von ‚Zeit‘ und ‚Raum‘. Um diese Barriere zu überwinden, ist es notwendig, Verantwortung und Ressourcen nicht nur in den Stadtteil zu verlagern, sondern vor Ort auch räumlich als Prozess zu organisieren. Dem Stadtteilmanagement kommt hierbei eine entscheidende Bedeutung zu. Gegenwärtig wird die Aufmerksamkeit von Stadtteilmanagern vielfach von der Koordination der verschiedenen Interessen aus unterschiedlichen Ressorts in den ‚großen‘ Projekten weitgehend absorbiert. Die Organisation eines räumlich organisierten Prozesses erfordert aber mindestens ebensoviel Aufmerksamkeit und damit möglicherweise ein größeres Maß an Autonomie. Ein Schwerpunkt auf Prozessqualitäten und insbesondere die Integration Benachteiligter in die Entscheidungsstrukturen erfordern Zuhören, Zeit haben und Offenheit.

## Anmerkungen

- 1 Die Basisprognose des LDS NRW aus dem Jahr 1998 wird deshalb in diesem Zusammenhang verwandt, da nach Inkrafttreten des neuen deutschen Staatsbürgerrechtes der Indikator ‚Nichtdeutsche‘, also Personen, die in Deutschland leben, aber keinen deutschen Pass haben, an Zuverlässigkeit verloren hat. Dabei darf zudem nicht außer Acht gelassen werden, dass durch den Indikator ‚Nichtdeutsche‘, auf dem die hier dargestellten Zahlen beruhen, nur ein Teil der Menschen mit Migrationshintergrund abgebildet wird, da einerseits eingebürgerte Migranten und andererseits die Gruppe der Aussiedler nicht durch diese Statistik erfasst werden.
- 2 Die Ergebnisse aus den einzelnen Fallstudien sowie der Endbericht des Forschungsprojekts können auf der Homepage der Technischen Hochschule Stockholm unter "<http://www.infra.kth.se/SB/sp/forskning>" abgerufen werden.
- 3 Die Gründe können sehr verschieden sein: sie sind nicht daran interessiert, sie kennen es nicht, sie können es sich nicht leisten.
- 4 Die Brüchigkeit des städtischen Alltags wird uns während des Schreibens dieses Beitrags im November 2005 mit den Ausschreitungen in Frankreichs Städten vor Augen geführt.

## Bibliografie

- Alisch, Monika, Dangschat, Jens S. (1998): *Armut und soziale Integration. Strategien sozialer Stadtentwicklung und lokaler Nachhaltigkeit*. Opladen
- Bollnow, Otto Friedrich (1994): *Mensch und Raum*; 7. Auflage. Stuttgart
- Bridge, G. (2002): *The Neighbourhood and Social Networks*; CNR Paper; ESRC Centre for neighbourhood Research
- Cars, Göran/Edgren-Schori, M. (1998): *Social Integration and Exclusion: The Response of Swedish Society*. In: Madanipour, Ali/Cars, Göran/Allen, Judith (Hg.): *Social Exclusion in European Cities: Processes, Experiences and Responses*. London
- Hanhörster, Heike (2001): *Integration von Migrantinnen und Migranten im Wohnbereich*; ILS-Schriften 180. Dortmund
- Harth, Annette/Scheller, Gitta/Tessin, Wulf (Hg.) (2000): *Stadt und soziale Ungleichheit*. Opladen
- Häußermann, Hartmut/Siebel, Walter (2001): *Integration und Segregation – Überlegungen zu einer alten Debatte*. In: *Deutsche Zeitschrift für Kommunalwissenschaften*, 40. Jg. 2001, S. 72ff
- Healey, Patsy (1998): *Institutionalist Theory, Social Exclusion and Governance*. In: Madanipour, Ali/Cars, Göran/Allen, Judith (Hg.): *Social Exclusion in European Cities: Processes, Experiences and Responses*. London
- ILS (Institut für Landes- und Stadtentwicklungsforschung und Bauwesen des Landes NRW) (Hg.) (2005): *Wohnbedürfnisse von Migranten; Erfahrungen, Ansätze, Strategien*. Dortmund (im Internet verfügbar unter: <http://www.ils-shop.nrw.de/down/wohnbedarf-migr.pdf>)
- ILS/ZEFIR (Zentrum für interdisziplinäre Ruhrgebietsforschung an der Ruhr Universität Bochum) (2003): *Sozialraumanalyse – Soziale, ethnische und demographische Segregation in den nordrhein-westfälischen Städten; Gutachten im Auftrag der Enquetekommission „Zukunft der Städte in NRW“ des nordrhein-westfälischen Landtags*. Dortmund/Bochum
- Madanipour, Ali (1998): *Social Exclusion and Space*. In: Madanipour, Ali/Cars, Göran/Allen, Judith (Hg.): *Social Exclusion in European Cities: Processes, Experiences and Responses*. London
- May, Michael (2003): *Nutzungsansprüche an den öffentlichen Raum; Perspektiven raumstrukturierter und zeitstrukturierter Heranwachsenden*. In: *PlanerIn*, Heft 1, S. 5-7
- Murie, Alan/Musterd, Sako (2004): *Social Exclusion and Opportunity Structures in European Cities and Neighbourhoods*; *Urban Studies* 41, S. 1441-1459
- Putnam, Robert D. (2000): *Bowling Alone: The Collapse and Revival of American Community*. New York
- Zeicher, Hartmut/Zeicher, Helga (1998): *Orte und Zeiten der Kinder*. München